

Maria Montessori war eine bedeutende Pädagogin. Ihre Erziehungsmethoden für das frühe Kindesalter werden heute in Kindergärten und Schulen in aller Welt angewandt. Die ebenso gelehrte wie warmherzige Frau ging immer davon aus, daß ein Kind eine besondere Art Mensch sei und als Individuum behandelt werden müsse

Meine Mutter Maria Montessori

VON MARIO MONTESSORI

ALS ICH noch ein kleiner Junge war, erwachte ich einmal bei Morgengrauen in unserem Haus in Rom von einem dumpfen Poltern und vom Wackeln meines Bettes. Kaum hatte ich die Augen aufgeschlagen, trat meine Mutter ruhig lächelnd ins Zimmer; sie setzte sich auf meinen Bettrand und fragte:

„Mario, siehst du, wie der Kronleuchter an der Decke schwingt?“ Ich sah es. „Fühlst du, wie der Fußboden beb?“ Ich nickte.

Meine Mutter breitete die Arme aus, als wollte sie mir eine wunderschöne Überraschung verkünden. „Das ist ein Erdbeben, Mario.“

Für Maria Montessori war selbst ein Erdbeben eine willkommene Gelegenheit, den kindlichen Gesichtskreis zu erweitern. Nach ihrer Meinung hatte Gott den Menschen mit dem Trieb und der Kraft zur Selbsterfüllung ausgestattet. Indem sie Mittel und Wege fand, diese Kraft freizusetzen, lehrte sie die Welt, die Kindererziehung von einer neuen Seite zu betrachten, nämlich als fröhlichen Prozeß der Selbstentdeckung und Selbstverwirklichung.

Wenn ich zurückblicke, erscheint es mir fast unglaublich, wieviel sie geleistet hat — anfangs als Anthropologin und erste Ärztin Italiens,

dann als geniale Pädagogin und Begründerin der weltumfassenden Bewegung für vorschulische Erziehung, die ihren Namen trägt. Daß ich an ihrer Arbeit teilnehmen durfte, ist mein größter Stolz. Als kleiner Junge wurde ich einmal in einer Menschenmenge von ihr getrennt, und als ich sie wiederfand, prahlte ich: „Wo du auch hingehst, ich kann dir überallhin folgen.“ Meine kindliche Prahlerlei hat sich fast bewahrheitet. Vierzig Jahre lang bin ich ihr als Sekretär, Assistent und junger Kollege über den halben Erdball gefolgt — wohin ihre Aufgabe sie auch führte.

Meine Mutter hatte nichts von der nüchternen Strenge der emanzipierten Frauen um die Jahrhundertwende, im Gegenteil: Sie kleidete sich elegant und hatte einen ausgesprochen weiblichen Charme. Sie liebte gutes Essen, gute Freunde und ein gutes Gespräch. Ihre ausdrucksvollen braunen Augen konnten vor Freude blitzen, aber auch scharf und genau beobachten.

„Das Geheimnis des guten Lebens“, hörte ich sie einmal sagen, „liegt darin, daß man der Wirklichkeit gehorcht.“ Sie besaß die Objektivität, ihre Umwelt zu sehen, wie sie war, nicht durch die rosige Brille von Wünschen oder Erwartungen. Ihr Kursus für Lehrer begann mit einer Art Sehunterricht. „In Ihrer bisherigen Ausbildung haben Sie gelernt, die

Aufmerksamkeit des Kindes zu wecken und wachzuhalten“, sagte sie ihnen. „Jetzt kommt es darauf an, daß Sie das Kind aufmerksam beobachten.“

„Zu viel zu tun.“ Als kleines Mädchen war meine Mutter die schlechteste Schülerin der Klasse; der Unterrichtsstoff wollte ihr einfach nicht in den Kopf. Bis dann mit zehn Jahren plötzlich eine Veränderung mit ihr vorging. Damals zeigte sich an ihr, was bei Mädchen dieses Alters nicht ungewöhnlich ist, ein starkes Interesse für Religion und zugleich das Bewußtsein, eine Mission zu haben. Ihre Eltern bemerkten das, als sie so schwer an Grippe erkrankt war, daß der Arzt sie auf das Schlimmste vorbereitete. Maria aber beruhigte ihre Mutter: „Mach dir keine Sorgen, *mamma mia*, ich sterbe nicht, ich habe zu viel zu tun.“

Bald brachte sie es zur Klassenersten, und ihre Eltern schlugen ihr vor, Lehrerin zu werden — die einzige Laufbahn, die damals Frauen offenstand. Doch Maria wollte nichts davon wissen; sie hatte sich vorgenommen, Ingenieurin zu werden, und besuchte mit vierzehn Jahren Kurse in einem Knabentechnikum. Nach einem Jahr sattelte sie auf Biologie um, und schließlich entschloß sie sich, Medizin zu studieren.

„Unmöglich“, sagte Professor Guido Baccelli, Dekan der medizinischen Fakultät an der Universität Rom. Aber schließlich wurde sie doch zuge-

lassen, sie erhielt außerdem ein Stipendium, und ihren Lebensunterhalt verdiente sie sich durch Privatstunden. Ihr Vater mißbilligte das alles aus tiefstem Herzen und sprach jahrelang nicht mit ihr. Als einziges Mädchen unter den Medizinstudenten mußte sie sich viel Spott und Schikanen gefallen lassen. Aber sie bestand das Dokorexamen.

„Die lieben Idioten.“ Sie wurde Ärztin an der Psychiatrischen Universitätsklinik, wo sie unter anderem die Aufgabe hatte, in den städtischen Irrenanstalten interessante Fälle als Studienobjekt auszusuchen. Zu jener

Zeit wurden zurückgebliebene Kinder als geistesgestört angesehen und in Irrenhäuser gesperrt. In einer Anstalt sah *la dottoressa* (wie sie häufig genannt wurde) eine Schar solcher Kinder wie Häftlinge in einem kahlen Raum zusammengepfercht. „Sehen Sie sich das an“, sagte die Oberin angeekelt. „Wenn sie mit Essen fertig sind, werfen sie sich auf die Erde und suchen nach Brosamen wie die Tiere.“ Meine Mutter schaute den Kindern zu: Unter unzusammenhängenden, schrillen Schreien griffen sie nach den Brotresten, um dann allerlei Formen aus ihnen zu kneten.



Blitzartig wurde ihr klar, daß diese Kinder nicht nach etwas Eßbarem gierten, sondern nach Erleben. Die kleinen Hände suchten tastend Kontakt mit der Welt! Eine innere Kraft drängte diese Kinder, Körper, Geist und Persönlichkeit zu entwickeln. Sie hätten statt isoliert und eingesperrt in Freiheit leben müssen. Aber wie sollte man an sie herankommen?

Professor Baccelli, inzwischen Erziehungsminister geworden, forderte meine Mutter zu Vorträgen über die Erziehung schwachsinniger Kinder auf. Und als so das öffentliche Interesse auf dieses Problem gelenkt war, gründete Baccelli eine staatliche Versuchsschule für zurückgebliebene Kinder — unter der Leitung von Dr. Maria Montessori. „So bleiben Sie Frau und Kinderschwester“, meinte der Minister scherzend.

„Meine lieben Idioten“ nannte Mutter ihre Zöglinge in ihrem Tagebuch. Den ganzen Tag, von acht Uhr morgens bis sieben Uhr abends, verbrachte sie mit den als hoffnungslos aufgegebenen Geschöpfen — beobachtend, experimentierend, „das Flämmchen der Intelligenz, das ich in ihren Augen sah, anfachend“. Nach zwei Jahren intensiver Arbeit meldete sie ihre Schüler zu einer regulären Volksschulprüfung an, und die „lieben Idioten“ bewiesen, daß sie doch nicht hoffnungslos waren. Viele schnitten ebenso gut ab wie normale Kinder.

Die Nachricht von diesem Prüfungsergebnis war eine Sensation. Aber Mutter erkannte mit der ihr eigenen Sachlichkeit, daß die wirkliche Bedeutung nicht in den guten Leistungen der schwachsinnigen, sondern in den kaum besseren der normalen Kinder lag.

Sie besuchte Volksschulen und stellte dort fest, daß die Initiative des Kindes nach Strich und Faden unterdrückt wurde. Zwischen Bank und Pult war ein so kleiner Zwischenraum, daß sich die Schüler nur mit gebücktem und verdrehtem Körper auf ihre Plätze schieben konnten. Wenn sie so eingeklemmt dasaßen, blieb ihnen gar nichts anderes übrig, als dem Lehrer zuzuhören. Stillsitzen galt als höchstes Verdienst, die kleinste Bewegung wurde streng bestraft. „Unser moralisches Bewußtsein scheint im Hosenboden zu sitzen“, sagte Mutter in einem Kreise von Pädagogen und Beamten.

Haus der Kinder. Mutter kehrte, nachdem sie die Schule für schwachsinnige Kinder in Gang gebracht hatte, an die Universität zurück und wurde schließlich zur Professorin für Anthropologie ernannt. Aber noch sieben Jahre sollten vergehen, bis sie ihre eigentliche Lebensarbeit fand. Ein privates Siedlungswerk hatte mehrere hundert arme Familien, die in schmutzigen, überfüllten Mietskasernen gehaust hatten, in menschenwürdigen Wohnungen untergebracht.

Aber während die Eltern bei der Arbeit und die größeren Kinder in der Schule waren, trieben sich die kleineren unbeaufsichtigt herum. Man beschloß, einen Kindergarten zu eröffnen, und Frau Dr. Montessori wurde gebeten, ihn zu leiten. Sie nahm sofort an, denn hier bot sich die lange erwartete Gelegenheit, ihre Ideen an normalen Kindern auszuprobieren.

So wurde denn in dem berüchtigten Elendsviertel San Lorenzo ihre *Casa dei Bambini* (Haus der Kinder) gegründet. „Sechzig weinerliche, verängstigte Kinder, so verschüchtert, daß man kein Wort aus ihnen herausbekam; mutlose, vernachlässigte Geschöpfe, blaß und unterernährt, in dunklen Löchern aufgewachsen, ohne irgendwelche Anregung für Geist und Seele.“ So schilderte meine Mutter ihre Zöglinge nach dem ersten Tag, den sie mit ihnen verbracht hatte.

Doch in den nächsten zwei Jahren halfen diese „kleinen Vandalen“, wie ein Berichterstatter sie nannte, meiner Mutter bei ihrer Reform der Kindererziehung. Sie verzichtete auf despotische Vorschriften und das Einblauen von Lehrstoff und suchte statt dessen die Selbständigkeit der Kinder wachzurufen.

Der erste Schritt dazu war, daß sie sie zu zivilisierten Menschen machte. „Sie müssen einschauen lernen, wie wichtig es ist, auch die geringfügigste Arbeit gut zu tun“, schärfte Mutter

ihren Lehrkräften ein. „Dann lassen Sie sie ihre Beschäftigung wählen und ihr so lange nachgehen, wie es ihnen gefällt.“ Die Montessori-Kinder lernten sich leise die Nase putzen, die Hände waschen, die Schuhe zuzschnüren und putzen, den Gürtel zuzschnallen und Wasser oder Milch eingießen, ohne etwas zu verschütten. „Selbstvertrauen und Selbstdisziplin“, schrieb Mutter, „sind die äußeren Kennzeichen eines gesund funktionierenden Innern.“ Sigmund Freud hat einmal voll Bewunderung bemerkt, daß im Montessori-Geist erzogene Kinder wohl als Erwachsene keinen Psychoanalytiker notwendig haben würden.

Neue Lehrmittel. Aus der Erkenntnis, daß sich das Denken des Kindes über die Sinne entwickelt, erfand meine Mutter Lehrmittel, die durch unmittelbare Berührung das **Tastgefühl** ausbilden. An gleichgroßen Holzklötzen in verschiedenen Farben lernt das Kind, Farben von der hellsten bis zur dunkelsten Schattierung zu unterscheiden. Beim Sortieren von völlig gleich aussehenden, aber verschieden gestimmten Glocken entdeckt es die Töne und damit die Tonleiter. (Die meisten erzieherischen Spielsachen unserer Zeit sind von den Lehrmitteln angeregt, die Mutter vor über einem halben Jahrhundert erfunden hat.)

„**Ich kann schreiben!**“ Nach Mutters Anschauungen waren dreijährige

ALS MARIA MONTESSORI kurz nach dem Zweiten Weltkrieg aus Indien nach Europa zurückkehrte, überhäufte der Internationale Montessori-Kongreß in San Remo sie mit Ehrungen. Welches Land das nächste Ziel ihrer Arbeit sei, wollte man wissen. Ihre schlichte Antwort „Deutschland!“ löste betretenes und erstauntes Schweigen aus. Auf Deutschland lastete noch der Bannstrahl der ganzen Welt. „Viele Kinder in Europa leiden noch immer unter der Not und dem Elend des Krieges“, sagte Maria Montessori, „aber die Kinder in Deutschland haben meine Hilfe besonders nötig, weil ihr Land ausgestoßen und geächtet ist.“

Nach einer Unterbrechung von mehr als einem Jahrzehnt entstanden in der Bundesrepublik und in Westberlin wieder Montessori-Schulen und -Kindergärten. Wenige Wochen vor ihrem Tod gab Maria Montessori ihrem Sohn den Auftrag, den deutschen Zweig der Internationalen Montessori-Gesellschaft neu zu gründen. Heute gibt es bei uns wieder zwölf Montessori-Schulen, 17 Kindergärten, 25 Kinderhäuser und mehrere Einrichtungen für behinderte Kinder. Für die deutschen „Montessorianer“ war es eine besondere Freude, daß der XII. Internationale Montessori-Kongreß im Jahre 1960 Bad Godesberg zu seinem Tagungsort wählte.

Kinder nicht zu klein dafür, sich beim Spielen mit aus Sandpapier ausgeschnittenen Buchstaben — eine ihrer vielen Erfindungen — deren Form einzuprägen. Ein kleiner Junge, der mit Buntstiften zeichnete, schrieb eines Tages das Wort *mano* (Hand) und schrie, so laut er konnte: „Ich kann schreiben!“ Kinder und Lehrerin umdrängten ihn in freudiger Überraschung. Und dann begannen die Kinder eines nach dem anderen zu schreiben, und von allen Seiten tönte es: „Ich auch, ich auch!“ Niemand hatte es ihnen beigebracht. Mutter hatte lediglich die Voraussetzungen geschaffen, unter denen sie eigene Entdeckungen machen und durch konkrete Erfahrung zu Begriffen gelangen konnten.

In der *Casa dei Bambini* lernten die Kinder vier bis fünf Monate früher schreiben als lesen. In einer Klasse von Kindern, die schon ein bißchen schreiben konnten, schrieb Mutter eines Tages an die Wandtafel: „Wenn du das lesen kannst, komm herauf und gib mir einen Kuß.“ Mehrere Tage vergingen, ohne daß etwas geschah. „Sie glaubten, ich schriebe — genau wie sie — zu meinem Vergnügen an die Tafel“, erzählte sie. „Dann, am vierten Tag, kam ein schwächliches Mädchen zu mir herauf, sagte ‚eccomi‘ (da bin ich) und gab mir einen Kuß.“ Mit vier bis

fünf Jahren konnten die meisten Kinder der *Casa dei Bambini* lesen und schreiben.

Noch etwas anderes stellte sich heraus: Nicht Angst vor Strafe oder Hoffnung auf Belohnung spornt die Kinder an, sondern allein die Freude an der Arbeit. Sie durften tun, was in ihnen schlummerte — und ihr schönster Lohn war das Weitergehen zur nächsten Stufe.

Kriegsausbruch. Nach der Veröffentlichung von Mutters erstem pädagogischem Buch, *Selbsttätige Erziehung im frühen Kindesalter* (ital. 1909), wurden ihre Grundsätze von vielen europäischen und amerikanischen Schulen übernommen. Als dann später in Europa totalitäre Strömungen zur Macht kamen, waren sie heftigen Angriffen ausgesetzt. In Deutschland und Österreich wurden ihre Bücher verbrannt. Mussolini versuchte ihren Ruhm auszubeuten, und als sie es ablehnte, seinen Propagandazwecken zu dienen, wandte er sich gegen sie. Die von ihr gegründeten Schulen und Institute wurden von der Regierung geschlossen.

„Mario“, sagte sie, „Gott konnte uns offenbar nur auf diese Weise zu verstehen geben, daß unsere Arbeit hier getan ist und daß er uns anderswo braucht.“ Und mit vierundsechzig Jahren verließ sie Italien und ging nach Barcelona.

Als der spanische Bürgerkrieg ausbrach, befand ich mich in London,

und Mutter war allein mit dreien meiner Kinder in unserem Haus in Barcelona. Lastwagen mit republikanischen Milizsoldaten fuhrn durch die Straßen und verhafteten alle als Franco-Anhänger Verdächtigen. Katholiken waren verhaßt und um so gefährdeter, wenn sie Italiener waren.

Ein Lastwagen hielt vor unserer Haustür, und die darin sitzenden bewaffneten *milicianos* musterten unser Haus. Wie mein ältester Sohn mir später erzählte, wandte Mutter sich vom Fenster ab, rief die Kinder zusammen und sagte ebenso gelassen wie damals, als sie mir das Erdbeben erklärte: „Irgendwann müssen wir alle einmal sterben. Für manche kommt es früher, für manche später. Wir wollen jetzt beten und Gott bitten, uns zu führen, wohin wir auch gehen müssen.“

Dann hörte man den Lastwagen abfahren. Mein Sohn ging hinunter und spähte vorsichtig aus der Haustür. Die Männer waren fort, hatten aber ein Zeichen hinterlassen. Mit roter Farbe war an die Haustür geschrieben: „Dieses Haus ist zu schonen. Es gehört einer Freundin der Kinder.“ Darunter standen als Unterschrift Hammer und Sichel.

Nach und nach mußten wegen des Krieges in allen Ländern die Montessori-Schulen geschlossen werden. Mutter floh auf einem englischen Kanonenboot aus Spanien und ließ sich in Amsterdam nieder. Wir folg-

ten einem Ruf nach Indien und halfen dort bei der Ausbildung von Lehrern. In dieser Zeit trat Italien in den Krieg ein, und obgleich wir als „feindliche Ausländer“ interniert waren, setzte Mutter ihre Lehrtätigkeit fort.

Ruf nach Afrika. Nach dem Kriege kehrte die nun Fünfundsechzigjährige nach Europa zurück. Ihre Ideen fanden erneut starken Anklang, und die Montessori-Schulen und -Ausbildungsinstitute blühten wieder auf. Sie weilte meistens in unserem Haus in Noordwijk aan Zee, an der Küste des holländischen Tulpenlandes, und war mit Lesen und Schreiben beschäftigt.

An einem Maitage — die Tulpenblüte war auf dem Höhepunkt — saß ich mit ihr beim Mittagessen an einem Fenster mit dem Blick auf Blumen und Meer und erzählte ihr von meiner Bekanntschaft mit einem Beamten aus Ghana, das bald selbstständig werden sollte und dringend Schulen benötigte. Er wollte Mutter und mich für die Ausbildung von Lehrern gewinnen.

„Wenn irgendwelche Kinder Hilfe brauchen, dann diese armen Kinder

in den afrikanischen Ländern“, sagte Mutter. „Selbstverständlich müssen wir hingehen.“

Ich gab ihr die Hitze und die primitiven Lebensbedingungen zu bedenken. Schließlich war sie einundachtzig.

„So, du willst also nicht, daß ich mitkomme!“ schalt sie mich sanft. „Vielleicht gehe ich eines Tages hin und lasse dich hier.“

„Du wirst nirgends hingehen, wohin ich dir nicht folgen kann“, antwortete ich in Erinnerung an meine Kinderprahlerei.

Dann ging ich aus dem Zimmer, um einen Atlas mit der Karte von Afrika zu holen. Als ich zurückkam, war Mutter tot. Aber sie wäre nach Ghana gegangen — oder an jeden anderen Ort der Welt, wo sie von Kindern gebraucht wurde.

Anmerkung: Auskünfte über die Montessori-Methode oder Maria Montessori erteilt

Association Montessori Internationale
161 Koninginneweg, Amsterdam-Z,
Holland